

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 4.

Donnerstag, 6. Januar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Med.

(Nachdruck verboten.)

An einem Septembernachmittag ereignete sich auf einer kleinen Landstation ein Unglück. Der Führer eines Eilzuges hatte das sperrende Signal unbegreiflicherweise zu spät beachtet, sein Versehen dann im letzten Augenblick gut zu machen versucht, ohne es hindern zu können, daß er, wenn auch mit stark verminderter Gewalt, gegen einen arglos auf der Station wartenden gemischten Zug anrannte. Einige Güterwagen wurden zertrümmert, ein Wagen vierter Klasse arg beschädigt, immerhin war die Sache noch verhältnismäßig gnädig abgelaufen. Die Verletzten würden mit dem Leben davonkommen bis auf ein Ehepaar. Dem Mann war die Brust eingedrückt, die Frau durch einen Stoß in die Schläfe getötet worden. Ihre kleine, vierjährige Tochter, vom Zusammenprall unter die Bank geschleudert, blieb wie durch ein Wunder unverletzt. Man legte die Toten in einen Schuppen, und da die Verwundeten zunächst alle Hände in Anspruch nahmen, hatte niemand Zeit, sich um das Kind zu kümmern, das laut schreiend, verwirrt und angstvoll neben der toten Mutter kauerte. Erst nach geraumer Weile kam der Stationsvorsteher, begleitet von ein paar Gerichtspersonen aus der Stadt und einem Herrn im Reitanzug.

„Dies sind die Toten“, sagte er auf die starren Gestalten deutend. „Ach, Gott, und da ist ja auch noch das Wurm! Das hatt' ich ganz vergessen.“

Er bückte sich zu dem Kinde herab, das sich ganz heiser geschrien hatte.

„Wie heißt du denn?“ Keine Antwort. Schreck und Angst schienen alle Erinnerung ausgelöscht zu haben.

„Sind das deine Eltern?“

„Ja-a“, schluchzte es kläglich.

„Wir müssen zunächst mal festzustellen versuchen, wer die Leute eigentlich sind“, sagte der Amtsrichter, indem er vorsichtig die Hand in die Tasche der verschlissenen Zoppe des Toten schob und eine abgegriffene, fettige Brieftasche hervorzog.

„Aha, Paß, Geburtscheine, Lohnbuch — — Just was wir brauchen. Anton Kalumeit, Steinschläger aus Insterburg. Jella Kalumeit, geborene Piantowska, aus Stara-Lambor in Ostgalizien. Und hier Maria Eusebia Kalumeit, geboren vor vier Jahren im Mecklenburgischen. Das wäre also das Kind. Die Eltern haben natürlich ein Wanderleben geführt. hm. Na ja. Traurig; aber was hilft's! Nun fragt sich's, wohin mit dem armen Ding. Irgendwo muß es doch bleiben über Nacht. Könnten Sie vielleicht — —“. Er sah den Stationsvorsteher an.

„Ausgeschossen. Meine Frau ist schwer krank und ich habe alle Hände voll zu tun, weiß kaum noch, wo mir der Kopf steht“, wehrte der Beamte nervös ab. Der Herr im Reitanzug, der durch Zufall auf die Station gekommen und Zeuge des Unglücks geworden war, mischte sich ein. Er war gutherzig von Natur und die kleine Waise tat ihm leid.

„Ja, dann muß ich wohl das Wurm zunächst mal mitnehmen, und später, wenn keine Verwandte aufzufinden sind, muß es eben nach Lübeck ins Waisenhaus Komm.

Lütte. Einigermassen dreißig siehst du ja au, aber unsere Mutter wird dich schon reinkriegen.“

Der Stationsvorsteher, froh, wenigstens einer Sorge überhoben zu sein, begleitete ihn hinter das Bahnhofsgelände, wo ein glatter Brauner angebunden stand.

„Sie erwerben sich einen Gotteslohn, Herr Inspektor.“

„Wollen's abwarten“, lachte der andere, indem er die Kleine vor sich zurechtsetzte und die Zügel ergriff.

„Vorwärts, Nauck!“

Als das große Tier zu gehen anfang, schrie das Kind angstvoll und suchte sich loszumachen. „Mama — Mama!“

„Du kriegst jetzt gleich 'ne neue Mama“, tröstete der Inspektor, der zwar voll Mitleid war, aber Kindergeschrei verabscheute. „Sei doch still. Wenn du so brüllst, denken die Leute am Ende gar, ich hätte dich geraubt.“

Eine Weile ging's im flotten Trab auf der Chaussee dahin, dann an einem eisernen Parkgitter entlang, bis zu einem Gutshof, den ein schmuckes, schloßartiges Gebäude mit Seitenturm, Loggia und Freitreppe abschloß. Vor der Auffahrt befand sich ein großes Rasenrondell mit hübschen Begonienbeeten und einem Springbrunnen.

Im geöffneten schmiedeeisernen Portal stand der Gutsherr im Jagdanzug, den Lodenhut ein wenig schräg auf den Kopf gedrückt, den Stock mit der Hirschhornfrüde über dem Arm. Er schien auf seine Schwester gewartet zu haben, die jetzt die Freitreppe herabkam und im Gehen die Handschuhe überstreifte.

„n'Abend, Herr Inspektor, was haben Sie sich denn da aufgesammelt?“ rief er. „Sieht ja aus wie'n Zigeunerpröckling?“

„Ja, Herr von Edstett, es kann einem Menschen schnurrig gehen. Man kommt zu Kindern und weiß nicht wie“, scherzte Inspektor Krause, den Braunen verhaltend, und dann erzählte er, was sich zugetragen habe. Unter dessen kam Fräulein von Edstett heran. Sie mochte den Vierzigern nahe sein, etwas jünger als der joviale, behäbige Bruder und diesem, der mit einer gewissen Manieriertheit den „biderben Ritter“ hervorkehrte, so unähnlich wie möglich. Überschlank, noch schlanker erscheinend durch ein „zeitloses“ Boilelleid, das in schlichten Falten an ihrer Gestalt herabfiel, blaß, mit großen, farblosen Augen und einem müden Zug um den Mund, glich sie weit eher einer bleichüchtigen Großstadt-Asthetin als einem Landfräulein, und die Dorfleute hielten sie für ein bißchen übergeschnappt.

„Beide Eltern tot! Wie entsetzlich!“ sagte sie mit gerunzelter Stirn. Dann tippte sie vorsichtig an das Köpfchen, das sich gegen die Zoppe des Inspektors drückte. „Du, sieh mich mal an.“

Beim Klänge einer neuen, fremden Stimme fuhr Maria-Eusebia herum, bereit, wieder in lautes Schreien auszubrechen, unterließ es aber vor Staunen über die eigentümliche Erscheinung, und in diesem Augenblick entschied sich ihr Schicksal. Die großen braunen Augen, das dunkle Kraushaar taten es Asta von Edstett an. „Mein Gott, sie ist ja reizend. Ein Murillo'sches Engelsköpfchen. Es ist ganz der Typ“, rief sie entzückt. Der Bruder lachte.

„Na, Engel denke ich mir, wenn auch nicht unbedingt mit Flügeln, so doch wenigstens rein. Aber diese kleine Dredtiefse —“

„Psui, Karl-Otto. Du wirst schon sehen, wie süß sie ist, wenn sie erst gewaschen ist.“

Damit langte sie hinauf und nahm das Kind vom Pferd. „Wie sie zittert. Armer kleiner, aus dem Nest gefallener Vogel“, sagte sie weich und gleichzeitig ereignete sich etwas Unerwartetes. Durch den angenehmen Klang der Altstimme gewonnen, legte die Kleine plötzlich einen Arm um den Hals ihrer Beschützerin. „Mama, Mama.“ Asta kamen Tränen in die Augen. Unbekümmert um ihr zartes helles Kleid drückte sie das Kind fest an sich. „Ja, ja, du Kleines. Ich will deine Mutter sein. Die bekommen Sie nun nicht wieder“, wandte sie sich an den Inspektor.

Dieser verbeugte sich. Im Grunde kam ihm die Wendung, die die Sache nahm, nicht unangelegen.

Sie sind sehr gütig, gnädiges Fräulein. Es wird sich ja auch nur um ein paar Tage handeln. Eben bis man weiß, wer hier zuständig ist.“

„Nein“, sagte sie, „ich glaube an Bestimmung. Du brauchst mich nicht so anzusehen, Karl-Otto! Ich weiß, daß du ein gottloser Spötter bist, aber gleichviel — ich glaube, daß es eine höhere Hand gibt, die unser aller Schicksal lenkt. Dies Kind hat Gott selbst mir auf die Schwelle gelegt, und ich lasse es nicht mehr von mir.“

Der Bruder zuckte die Achseln. Er war ein Feind alles Parlamentierens, das sich schließlich als überflüssig erweisen konnte, im übrigen war er gutmütig und ließ jedem Tierchen sein Plästerchen. „Na, schön. Also gib das Wurm nur an Mamsell und dann komm. Wir wollen doch noch spazierengehen.“

„Ich bitte dich. Wie könnt' ich das Kind jetzt allein lassen! Es würde sich ja tot ängstigen in dem fremden Haus.“

„Aber deinen Bruder läßt du unbedenklich allein. was?“ lachte er, aber sie hörte gar nicht hin.

„Wie heißt du, Herzchen? Sag's mal“, wandte sie sich schmeichelnd an das Kind.

„Miele Kalumeit“, kam's lassend von den kummervoll verzogenen Lippen.

„Miele? Wie scheußlich. Das paßt gar nicht zu dir.“

„Sie heißt eigentlich laut Geburtsschein. Maria“, warf der Inspektor ein.

„Ach, das gefällt mir auch nicht. Sie soll einen Namen bekommen, den ich selber hören mag.“

„Aha, die Puppe wird gleich benamst.“

„Still, Karl-Otto. Mach' sie nicht scheu. Ich werde sie Doralias nennen. Dora—lies, — kannst du das sagen, Liebling?“

Aber die Kleine schwieg und Herr von Edstett meinte: „Es ist wirklich ein bißchen viel verlangt, daß sie nach all den Schrecken auch noch gleich einen neuen Namen lernen soll.“

Damit verabschiedete er den Inspektor und schickte sich an, seinen Abendspaziergang allein zu machen. Auf diese neueste Liekhaberei seiner Schwester gab er nicht viel. Sie hatte schon manches mit Feuereifer ergriffen, hatte gemalt, gebrannt, gekerbschnitz, Laute gespielt und schließlich eins nach dem anderen wieder aufgegeben. Nur Klavier spielte sie noch, so in der Dämmerung, am liebsten schwermütige Schumannsche und Chopinsche Weisen, die der Bruder nicht leiden mochte. Als er zurückkam und treppauf stieg, um sich zum Abendessen umzukleiden, schaute Asta aus ihrer Schlafzimmertür und legte den Finger auf die Lippen. „Nicht so laut!“ flüsterte sie. „Sie schläft. Sieh sie dir nur mal an.“

Miele-Doralias lag in Astas Bett in eine Tristerjacket ihrer Beschützerin gewickelt. Kamm, Seife und Badewasser hatten Wunder gewirkt. Schlafende Kinder haben immer etwas Herzgewinnendes, und Miele-Doralias schien besonders allerliebste, wenn auch nicht unbedingt ein Murillo-Engel.

„Um“, nickte Herr von Edstett, „das Waschen ist der kleinen Kröte gut bekommen; hätte kaum gedacht. Wirklich sehr nett. Aber nun kommt zu Tisch. Ich bin wolfs hungrig.“

„Ich komme später. Wenn Elise mich ablösen kann. Jetzt mag ich nicht fort. Sie würde sich zu sehr ängstigen.“

wenn sie aufwachte und lauter fremde Dinge um sich sähe. Und morgen früh, Karl-Otto, bitt' ich dich um den Wagen. Ich muß mit dem ersten Zug nach Lübeck und einlaufen. Sie hat tatsächlich nicht einen Faden anzuziehen. Ihr ganzes Zeug mußte Elise unter den Waschkessel stecken.“

„Mitamt der Einquartierung?“ lachte er.

„Ach still. Davon spricht man nicht.“

Als er gewichtigen Schrittes und etwas mißvergnügt davon ging, kniete Asta am Bett nieder, legte ihr Gesicht neben das der Kleinen. Wie seltsam, daß dieser Tag, der im Überdruß ihres unbeschäftigten Lebens zu ihr gekommen war, nüchtern, langweilig wie seine ungezählten Vorgänger, sie plötzlich so reich an Glück und Liebe gemacht hatte. Wie ein Wunder war diese so jählings aufgeproßte Leidenschaft für ein fremdes Kind, von dessen Dasein sie vor drei Stunden noch nichts gewußt, das nie in ihren Gesichtskreis getreten wäre ohne das Dienstvergehen eines Zugführers. Hatte deshalb das Leben zweier Menschen ausgelöscht werden müssen, damit aus ihrem Untergang das Glück einer Einsamen erblühte? Vor vielen Jahren hatten Qual und Kummer etwas im Kern ihres Wesens erschoben und zerbrochen und sie zu dem gemacht, was sie war, eine müde, exzentrische und unzufriedene Seele. War das Leben etwa geneigt, ihr jetzt Ersatz zu bieten für einst Versagtes? „Mein armes, aus dem Nest gefallenes Vögelchen, mein Kind“, flüsterte sie und Tränen rannen auf Miele-Doralias Rissen. (Fortsetzung folgt.)

Chinesische Herbergen.

Von Max Kendenbach.

Die zahlreichen Menschen und Tiere, die sich abseits der wenigen Bahnlinien tagsüber auf den Landstraßen zwischen den großen Städten des Binnenlandes bewegen, übernachten in Herbergen, chinesisch Tien genannt, wo sie sich von den Anstrengungen der Reise ausruhen und alles zu finden ist, was das Herz eines Chinesen erfreuen kann. Einige Ortschaften, in der Regel Marktplätze, bestehen größtenteils aus Herbergen und Kramläden. Wer eine dieser eigenartigen Gaststätten näher angeschaut hat, kennt sie alle im weiten Reiche der Mitte. Es sind große, von Lehmmauern umschlossene Gehöfte. An der Straße befindet sich ein großes überbautes Tor, und neben diesem der Speiseraum. An langen Tischen lassen sich auf Bänken und Stühlen die ermüdeten Menschen nieder und erhalten für geringes Entgelt die einfachsten Gerichte ihres Landes. Bei ihrem geringen Verdienst sind sie nicht in der Lage, sich mehr zu leisten als Reis, Hirsebrei, in Wasser gekochtes Gemüse, getrocknete Fische, höchstens in Wasserdampf gar gewordenes, leicht angebackenes Brot und hart gekochte Eier. Die besseren Erzeugnisse der chinesischen Küche sind nur für die bemittelten Klassen. Aber heißen Tee genießen sie alle, ungekochtes Wasser niemals. Alkohol in Form von Reiswein, Samshu genannt, wird selten und dann nur in geringer Menge verlangt.

Im Hintergrund des Speiseraums hat der Koch mit seinen recht schmutzigen Gehilfen sein Reich. Der Herd ist weiter nichts als ein großer, aus Ziegelsteinen gemauerter Block mit einer Anzahl von Feuerlöchern, in welchem die glimmenden Kohlen durch Fächer mit einem Handwedel in Glut erhalten werden. Der aufsteigende Rauch erfüllt den ganzen Raum, der, strotzend von Schmutz, mit seinen schwarzen Wänden und herunterhängenden Spinnweben sehr an eine alte Schmiede erinnert. Die Dichte, welche diesem Raum entstiegt, wirken auf die Geruchsorgane eines Europäers nichts weniger als appetitverleidend. Besonders, wenn alte, getrocknete Fische in Wasser mit ranzigem Schweinefett unter Zugabe von grünem Knoblauch weichgeschmort werden. Auch die Schwärme von Fliegen, die sich auf allem für sie Genießbarem niederlassen, tragen nicht dazu bei, die Unnehmlichkeit dieses Raumes zu vermehren. Der Europäer verzichtet daher gern auf die kulinarischen Genüsse des schlichthäusigen Kochkünstlers dieses Restaurants. Entweder lebt er von den mitgeführten Konserven, oder er hat seinen eigenen Koch bei sich, der mit eigenem Geschirr recht schmackhafte Speisen herzustellen weiß. Für die Benutzung der Feuerstelle wird eine landesübliche Miete entrichtet.

Vor dem Torhause liegt ein großer Hof zur Aufnahme der Wagen und Tiere. Diese bleiben stets im Freien und erhalten ihr Futter aus den Vorräten des Wirts, dessen Haupteinnahme der Verkauf von Speisen und

Futtermitteln bildet. Für Übernachten der gewöhnlichen Gäste wird im allgemeinen nichts berechnet. Dieselben beanspruchen aber auch keinen Komfort. In den seitwärts des Hofes liegenden dunkeln, nur von einer alien, wackligen Tür und einem ebensolchen Papiertenster verschlossenen Raum strecken sie sich nieder, wo noch ein Platz vorhanden ist. Diese Räume sind zuweilen wahre Kollernkammern, da sich alles erdentliche Ungeziefer hier aufhält, von dem der bekannte tühne Springer im braunen Rod noch der harmloseste Gast ist. In der Nähe von stehenden Gewässern fallen im Hochsommer ganze Schwärme von Moskitos über die Schläfer her, welche der drückenden Hitze wegen nur in ihrer kurzen Baumwollhose zu schlafen pflegen. Diese todmüden Leute haben sich an den Besuch der lästigen Blut-sauger so gewöhnt, daß sie sich von Einzelangriffen kaum belästigen lassen und nur die Massenoffensive im Schlafe mit der flachen Hand abzuwehren suchen. Liegt eine größere Anzahl von Schläfern in einem Raume zusammen, so hört man die ganze Nacht hindurch das tattmäßige Klatschen der Hände auf den gequälten Körpern. Luftzug herzustellen, das beste Mittel, die Plagegeister zu vertreiben, ist in diesen dämpfen Löchern unmöglich.

Einige Räume enthalten aus Lehmsteinen gemauerte Ruhebetten, „Kang“ genannt. Diese haben im Innern einen größeren Hohlraum, in dem man während der kalten Jahreszeit ein kleines Feuer nachtsüber unterhält und so eine warme Schlafgelegenheit erzielt.

Im Hintergrund des Hofes besitzen die besseren Ver-birgen ein besonderes Haus, das hauptsächlich zur Auf-nahme durchreisender Beamter dient. Die einzelnen Zimmer, nur mit Tisch und Stühlen möbliert, sind recht sauber gehalten, haben steinbelegte Fußböden und meistens auch tapetierete Wände. Europäern, an denen man zu ver-dienen hofft, werden sie bereitwilligst zur Verfügung ge-stellt, und da Feldbett mit Moskitonez und Waschgeschirr mit sich geführt wird, ist man hier verhältnismäßig gut untergebracht. Einen Ofen für den Winter besitzen sie freilich ebenso wenig wie andere chinesische Wohnräume. Höchstens bedient man sich eines offenen Kohlenbedens, was aber der ausströmenden Gase wegen wenig zu emp-fehlen ist.

An die Unruhe in den Tüens während der Nacht muß man sich gewöhnen. Ständig reihen sich Tiere los und suchen an die Krippe besser gefütterter Kameraden zu kommen, wobei Gewieher und Keilerei entsteht, bis der Nachtwächter Ordnung schafft. In der Nacht treffen noch verspätete Fuhrwerke ein, und schon vor Tagesanbruch be-steht sich der Hof mit Leuten, die ihren Tieren die erste Fütterung verabreichen und das in Unordnung geratene Geschirr wieder herrichten.

Witunter leht auch in die größeren Verbirgen das fahrende Volk der Taschenspieler, Akrobaten, Musikanten, Tänzer und Komiker ein, die vor den staunenden Augen des einfachen Publikums bis tief in die Nacht ihre Künste zeigen. Die Sicherheit ist in normalen Zeiten wenig ge-fährdet und Diebstahl und Beraubung der Frachten kommen selten vor. Solche Vergehen werden ungemein scharf bestraft.

Sehr lästig für den Fremden ist dort, wo Europäer zu den seltenen Erscheinungen gehören, die Neugierde der Leute. Sie können es gar nicht begreifen, daß es Menschen mit anderem Aussehen, Sitten und Kleidern gibt, wie sie. Die ganze männliche Bevölkerung ist auf den Beinen, wäh-rend die mandeläugigen Damen hinter kaum geöffneten Türspalten ihre Neugierde zu befriedigen suchen. Jede Be-wegung des Fremden, all sein Tun und Lassen wird begafft und besprochen. Seine Kleidung und Reiseutensilien wer-den im unbewachten Augenblick einer genauen Besichtigung, möglichst mit den Fingern, untersucht. Sie können es auch nicht verstehen, daß er nicht ihre Speisen ißt, und in ganzen Gruppen umlagern sie seinen Rod bei der Zubereitung der ihnen so fremdartig anmutenden Verpflegung. Es ist un-möglich, sich ihrer Neugierde ganz zu entziehen, denn die meist harmlosen Leute erblicken hierin keine Belästigung, und eine Zeitlang muß man sie gewähren lassen, um Miß-verständnisse und unnötige Reibereien zu verhüten. Schließt man die Tür seines Raumes, bevor ihre eigenartige Wiß-begierde befriedigt ist, flugs werden mit naß gemachten Fingern die Papiertenster geräuschlos durchlöchert, um genau zu sehen, wie er sein Essen zu sich nimmt und was er sonst zwischen den vier Wänden tut. Vielfach stellen sich auch angesehene ältere Männer des Ortes ein, die unter dem Vorwand eines Höflichkeitbesuches gerne erfahren möchten, was den Fremden in ihre Gegend führt und was es Neues in der Welt, d. h. im übrigen China, gibt. Nie ist mir bei solchen Besuchen eine Frage über Europa oder unsere heimischen Verhältnisse gestellt worden, dagegen wurde sich genau erkundigt, wie viele Söhne der fremde Gast besitzt. Dies ist chinesischer Brauch; auch kann man sich nicht vor-stellen, daß ein Mann in selbständiger Stellung noch nicht

verheiratet ist. Abends werden alle Fragen stets mit einem vornehmen Lächeln gestellt. Das ausdrückliche Ausfragen so vieler Japaner ist in China verpönt. Eine große Unhöflichkeit wäre es, solche Besuche nicht zu emp-fangen, würde die Leute tief kränken und ist schon oft Ursache gewesen, daß der Fremde von dem Mob belästigt wurde. Dieser waat es nur dann, sich bemerkbar zu machen, wenn seine Anwesenheit von den Honoratioren des Ortes gebilligt werden.

Bei erforderlichen Reisen abseits der großen Verkehrs-wege ist die Übernachtungsgelegenheit die denkbar schlechteste. Es läßt sich aber auch hier eine Besserung schaffen, wenn alte, wenig besuchte und nur von einem Wächter bewohnte Tempelgebäude zur Verfügung stehen. Ihre Besitzer er-bilden keine Profanierung darin, wenn diese angesehenen Reisenden als Übernachtungsraum überlassen werden. Doch ist es ratsam, sich vorher über den Zweck des Tempels zu erkundigen, sonst kann der ruhebedürftige Reisende leicht sein Feldbett neben des Besitzers toten Ahnen aufschlagen, welche Jahrzehnte lang, in schweren Särgen liegend, unter dem Schutze der aufgestellten Götzen ruhen. Die Säрге sind zwar sehr fest und dicht, besitzen aber eine kleine Öffnung, damit die Seele des Verstorbenen zum Besuche der Ange-hörigen frei ein- und ausgehen kann, welche Freiheit sich auch die Katten gestatten. Freilich sind die aufgestellten Säрге meistens nicht bewohnt. Der Chineser betrachtet seine letzte Wohnstätte als vornehmstes Möbelstück, welches er sich schon frühzeitig anfertigen oder von seinen nächsten Ange-hörigen schenken läßt. Wo kann dieses aber bis zur späteren Verwendung besser untergebracht werden als im Familien-tempel?

In den großen Bahnhöfen, die öfters von Fremden benutzt werden, hat man an den Übernachtungs- und End-stationen schon vielfach Gaststätten, die gewöhnlich von einem Chinesen geführt werden, der früher als Koch oder Diener bei einem Ausländer in Stellung war. Wenn diese „Hotels“ auch nicht auf der Höhe eines einfachen „chinesischen Gasthauses“ stehen, so kann man, abgesehen von den hohen Preisen, die gefordert werden, doch zufrieden sein. Neben der einfachsten Zimmereinrichtung wird eine ganz erträgliche Verpflegung geboten, die das lästige Mit-schleppen von Lebensmitteln, Kochtöpfen, Feldbett und sonstigen Reiseutensilien erübrigt. Auch hierin hat sich China in den letzten Jahrzehnten modernisiert.

Der Blender.

Von Maria Ibele.

Die letzte Kastanie sprang vom Baum; drall, rotgolden. Die noch wenigen gelben Blätter folgten, huschten zur Erde. Dann stand sie nackt, die weitästige Kastanie, in der sich der kalte Herbstwind verding.

Ein kleiner Zweig, der bis zu dieser Stunde völlig un-beachtet war, begann zu treiben, knospte, entrollte hell-grüne Blättchen und steckte eine leuchtendweiße Kerze auf. Erstaunt blieben die Leute stehen und schauten zu dem neuen Wunder. Späken umzwischerten den kleinen Zweig, der schwoh vor Stolz und Hochmut. Die blattlosen Äste waren ganz verwirrt: Ja, was bereitete sich denn hier auf dem Baume vor??

„Ich bringe euch einen neuen Frühling, den immer-währenden Frühling“, prahlte der kleine Zweig.

„Unsinn!“ knurrte der knorrige Stamm. „Jetzt kommt der Winter, wie es seit Jahrzehnten war, so lange ich mich erinnere.“

Da lachte der kleine Zweig.

„Ja, so war es einmal, du hast ganz recht, weil ihr euch alle nicht dagegen gewehrt habt. Aber eine neue Zeit ist gekommen. Ich, der Unbeachtete, verlinde euch diese Zeit. Jeder von uns, der Kleinste, hat das Recht, von heute ab mitzubestimmen über sein Schicksal. Wir lassen nicht mehr über uns bestimmen, wir bestimmen selber.“ Eine lange, verlockende Rede hielt der kleine Zweig, sprach so begeistert, daß er schon ein paar für sich gewonnen hatte, daß ver-schiedentlich Zweifler entstanden. Er freute sich. Wenn er nur wenigstens einmal eine kleine Gefolgschaft hätte! Ja, dann konnte er mit dem Angriff beginnen, konnte all das Alte stürzen, konnte Führer werden.

„Also, wenn ihr wollt, wird es aus sein mit dem Winter, mit dem Frieren und mit dem Warten auf den Sommer, auf die Sonne!“ schrie er in Ekstase.

Eine richtige Verwirrung hatte er geschaffen, der kleine Zweig, ringsum in der Bauwelt und am eigenen Baume. Frühlingsselig dufete er, spröte weiter, und seine weiße Kerze glüherte durch den aschgrauen Nebel des Dämmer.

Die Nacht kam mit starkem weißem Schnee und erdrückte den Blender, den kleinen, frühlingsduseligen Zweig, und verlöschte die leuchtendweiße Kerze.



Technische Fortschritte im Jahre 1926.

Die bisher noch ständig zunehmende Vermehrung der Erdbewölkerung auf der einen Seite und die nabende Erschöpfung einzelner Rohstoffquellen (Erdöl und Eisenerze) unseres Planeten auf der anderen Seite lassen die Abhängigkeit der gesamten Weltwirtschaft von den Fortschritten der Chemie und Technik in immer schärferer Beleuchtung erscheinen. Nicht nur, daß jede Vermehrung der Erdbewohner einen erhöhten Verbrauch an Rohstoffen zur Folge hat, wird auch die Frage der ausreichenden Ernährung des Bevölkerungszuwachses immer schwieriger und überhaupt nur lösbar mit Hilfe der Chemie und Technik, die durch rationellere Bodenbearbeitungsmethoden, durch Schaffung künstlicher Dünger, künstliche Bewässerung der Felder usw. dem Boden immer größere Ernteerträge pro Flächeneinheit abzugewinnen vermögen. Angesichts dieser steigenden Bedeutung der Chemie und Technik für den weiteren Verlauf der Weltgeschichte erscheint es lohnend, an der Schwelle des neuen Jahres die technischen Errungenschaften des abgelaufenen Jahres 1926 einer kurzen Musterung zu unterziehen.

Nichts kennzeichnet die eben angeführte Bedeutung der technischen Fortschritte für unser Wirtschaftsleben besser als die Tatsache, daß die deutsche chemische Großindustrie sich im abgelaufenen Jahre zu einem Schritt von äußerst weittragender Bedeutung entschloß. Zwecks großzügigster Ausbeute der durch die Forschungsarbeiten von Bergius und Fischer erschlossenen Möglichkeit der Umwandlung der Kohle in flüssige Brennstoffe wurde mit dem Neubau einer Rieseranlage anschließend an die Leunawerke bei Merseburg begonnen, die berufen sein wird, den deutschen Bedarf an flüssigen Brennstoffen aus eigenen Erzeugnissen zu decken. Weltwirtschaftliche Bedeutung erhält dieser Schritt der deutschen chemischen Industrie durch die Tatsache, als nunmehr das Verfügen der Erdölquellen, das man nach etwa 50 Jahren zu erwarten hat, keine Knappheit hervorzurufen vermag. Was die Natur nach Erschöpfung der Erdölquellen versagt, ersetzt uns die Kunst des Chemikers. Und der erste Schritt in dieser Richtung wurde im Jahre 1926 unternommen. Von besonderem Interesse ist auch das neue Stickstoffherstellungungsverfahren der Zeche Mont Cenis, nach dem der bei der Verkokung der Steinkohle anfallende Wasserstoff zur künstlichen Stickstoffdüngerherstellung benutzt werden soll. Das Kokereigas wird nicht mehr wie bisher verbrannt, sondern durch Druck zum Teil verflüssigt und bei tiefer Temperatur in seine Bestandteile zerlegt. Der Wasserstoff wird dabei in größter Reinheit gewonnen. Das verbleibende Restgas wird alsdann wieder den Koksöfen als Heizgas zugeführt. Zur Aufbringung des Wasserstoffes sind also keine besonderen Rohstoffe erforderlich. Auch soll die Stickstoffdüngergewinnung unter niedrigem Druck und bei geringer Wärmeentwicklung vor sich gehen, so daß die erforderliche Apparatur keine sehr hohen Herstellungskosten erfordert. Der Stickstoffdünger läßt sich also billiger herstellen als nach den bisher gebräuchlichen Kalkstickstoff- und Luftstickstoffverfahren. Da das in den Kokereien und Gasanstalten anfallende Ammoniak schon seit Jahrzehnten in Verbindung mit Schwefelsäure gebracht und als schwefelsaures Ammoniak für Düngerszwecke verwendet wird, so ermöglicht also das neue Verfahren eine noch gründlichere Ausnützung der Kohle als bisher.

In Verbindung mit diesen Fortschritten der chemischen Industrie sei erwähnt, daß im abgelaufenen Jahre mit dem neu aufgefundenen Element Almin (Ordnungszahl 61) durch den amerikanischen Forscher Hopkins eine neue Lücke im periodischen System der Elemente geschlossen werden konnte. Von den 92 auf unserem Planeten anscheinend vorhandenen Elementen fehlen somit nur noch zwei, die sich an den Stellen 85 und 87 einfügen müßten. Eine englische Nachricht, wonach auch diese beiden Elemente kürzlich aufgefunden seien, fand bisher keine Bestätigung.

In gleicher Weise wie der Chemiker ist auch der Techniker bemüht, die Kohle noch besser als bisher auszunützen. Er erreicht dies durch Anwendung höherer Dampfdrücke und durch feinste Vermahlung der Kohle. Hochdruckdampf und Staubkohlenfeuerung sind für den Wärmetechniker unserer Tage die beiden wichtigsten Bundesgenossen im Kampfe um einen besseren Wirkungsgrad seiner Dampfkräften. Ein mit allen Neuerungen der neuzeitlichen Wärmetechnik ausgerüstetes Großkraftwerk für Dampftrieb wurde Ende des ab-

gelaufenen Jahres in Rummelsburg bei Berlin teilweise in Betrieb gesetzt. Nach seinem vollen Ausbau wird das Kraftwerk, dessen 100 000pferdige Turbinen durch Hochdruckdampf von 35 Atm. Spannung angetrieben werden, 500 000 Kilowattleistung aufweisen.

Da das neue Kraftwerk einen Teil der erzeugten Energie an die Reichsbahn abtreten wird, so möge auch der jetzige Stand der Elektrifizierung unserer Reichsbahn gleich kurz angeführt sein. Infolge der großen Belastung der Reichsbahn durch den Dawes-Plan kann die Entwicklung der neuen Betriebsart natürlich nicht so beschleunigt werden, als es im Interesse der Verwaltung sowohl als auch des reisenden Publikums erwünscht wäre. Immerhin wird Groß-Berlin Ende 1928 mit einem viergleisigen elektrischen Normal- und Schnellverkehr ausgerüstet sein. Auch die Güter- und Personenzüge des Fernverkehrs werden von diesem Zeitpunkt ab nur noch elektrisch durch Berlin geführt werden. Auf den Strecken Schlesiens und in Bayern machte die Elektrifizierung auch im abgelaufenen Jahre gute Fortschritte. Auf der Strecke Leipzig-Halle läuft schon seit einiger Zeit die größte deutsche elektrische Lokomotive im Schnellzugverkehr. Weitere Bestellungen auf leistungsfähige Lokomotiven und Triebwagen wurden inzwischen vergeben. Alles in allem genommen ein verheißungsvoller Anfang, aber auch nicht mehr.

Auf dem Gebiete des Flugwesens muß als wichtigstes Ereignis die Überfliegung des Nordpols sowohl durch ein Flugzeug als auch durch ein Luftschiff Erwähnung finden. Immer mehr tritt das Flugzeug als schnellstes irdisches Verkehrsmittel in den Vordergrund, und die Zeit ist nicht mehr fern, da der eisige Reisende für größere Strecken nur noch den Luftweg benutzen wird. Daß der deutsche Flugzeugbau trotz der jahrelangen Beschränkung nicht ins Hintertreffen gekommen ist, zeigen die Probezüge des in Manzell gebauten Dornier-Superwal bei denen mehrfach 6000 Kilogramm Zuladung aus dem Wasser gehoben wurden. Vor allem erreichte die Zahl der 60 mitgeführten Passagiere das größte Aufsehen. Bei 1300 PS-Motorenleistung entfaltete der Dornier-Superwal eine Geschwindigkeit bis zu 195 Kilometer.

Im Eisenbahnbetriebe wurden weitere Strecken mit der drahtlosen Zugtelefonie ausgerüstet und vor allem die automatische Zugsteuerung auf einigen Strecken probeweise in Betrieb genommen. Die verschiedenen Systeme müssen natürlich bei jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter tausendfach erprobt werden, ehe man an die Einführung eines bestimmten Systems auf allen Strecken beginnen kann.

Kurz vor Jahreschluss trat noch der berühmte Radiotechniker Marconi mit der Mitteilung vor die Öffentlichkeit, daß es ihm mit Hilfe kurzer Wellen in Bädelform gelungen sei, von London nach Australien zu sprechen. Mit Hilfe von Reflektoren will er sogar imstande sein, den Wellen eine bestimmte Richtung aufzuzwingen, während sich sonst die drahtlose Welle rings im Raum ausbreitet. Auf die schier unzähligen kleineren Neuerungen und Fortschritte auf dem reich beackerten Boden der Radiotechnik kann hier unmöglich eingegangen werden. Erwähnt sei die Aufnahme des drahtlos-photographischen Verkehrs nach dem neuen System Telefunken-Karolus auf den Strecken Berlin-Leipzig, Berlin-Wien und Berlin-Rom.

Auf dem Gebiete der Übertragung hochgespannter Ströme auf weite Entfernung bedeutet die Herstellung der 380 000-Voltleitung auf der 200 Kilometer langen Strecke Neuenahr bis Rheinau einen tüchtigen Sprung vorwärts. Bisher waren erst eine Anzahl 110 000-Voltleitungen gebaut und erprobt worden. Je höher die Spannung der Ströme wird, um so größer wird auch die Gefahr der Verluste durch sprühende Glühmentladungen. Diesen Übelstand zu beseitigen gelingt nur durch Vergrößerung des Leitungsdurchmessers. Man greift deshalb zum Hohlseil aus Kupferwindungen. Bei der erwähnten Leitung hat das Hohlseil 42 Millimeter Durchmesser.

Auf all die sonstigen zahlreichen Erfindungen und Verbesserungen, die im Jahre 1926 erzielt wurden, kann hier nicht näher eingegangen werden, obwohl sie erst in ihrer Gesamtheit den richtigen Überblick über die technische Arbeit des abgelaufenen Jahres ergeben würden. So auseinanderstrebend manche dieser Erfindungen auf den ersten Blick erscheinen: im Grunde genommen bezweckt jede technische Neuerung nur eines, nämlich die Stärkung des Menschen im Kampf ums Dasein.